Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 2

Artikel: Warum der reformierte Gottesdienst den Kirchgänger oft kühl lässt : Gedanken eines Laien
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073181

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Warum der reformierte GOTTESDIENST den Kirchgänger oft kühl lässt

Gedanken eines Laien

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Wenn ein Mensch gesundheitlich nicht in Ordnung ist, zieht man einen Arzt bei, um herauszufinden, was ihm fehlt. Um eine Diagnose stellen zu können, wird dieser den Patienten zuerst einmal gründlich untersuchen.

Im Geschäftsleben erfüllt diese Aufgabe die Marktforschung. Wenn der Umsatz eines Waschmittels oder eines Kühlschrankes zurückgeht, so wird man durch eine Publikumsbefragung herauszufinden suchen, was der Grund ist und nachher entsprechende Maßnahmen treffen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Besuch des reformierten Gottesdienstes zu wünschen übrig läßt.

Wenn in unseren großen Städten fünf Prozent der Kirchgemeindeglieder am Sonntag die Kirche besuchen, ist der Durchschnitt bereits überschritten. Warum führt man nicht auch eine Befragung durch, um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wo die Ursache liegt?

Natürlich darf die Kirche nicht einem geschäftlichen Unternehmen verglichen werden. Einer der vielen Unterschiede zu einem solchen liegt darin, daß sie das, was sie gibt, nicht unbedingt den Wünschen der «Kunden» anpassen kann. In mancher Hinsicht ist es Pflicht des

Pfarrers, den Gemeindegliedern etwas zu geben, das sie nicht recht wollen; aber trotzdem würde eine objektive Untersuchung wertvolle Ergebnisse zeitigen.

Da es noch lange dauern kann, bis eine solche Marktanalyse durchgeführt wird, möchte ich auf Grund meiner persönlichen Beobachtungen einige Anregungen geben. Ich darf mich zwar nicht rühmen, ein besonders eifriger Kirchgänger zu sein, hingegen kenne ich die reformierten Gottesdienste auch in vielen andern Ländern.

In einem humoristischen englischen Roman, den ich in den Ferien las, tut ein Pfarrer der englischen Hochkirche den Ausspruch: «Ich habe immer wieder die Beobachtung machen müssen, daß ein plötzlich auftauchendes Interesse von Laien an theologischen Fragen in der Regel eine beginnende Geisteskrankheit ankündigt.»

Nun, ich will mich in diesem Beitrag nicht mit Theologie befassen. Meine kritischen Bemerkungen sollen lediglich Äußerlichkeiten betreffen, Dinge, die ein Laie vielleicht gerade deshalb besser beurteilen kann, als ein Schriftgelehrter, weil er weniger an déformation professionnelle leidet.

Daß der Kirchenbesuch sehr schlecht ist, hat teilweise Gründe, die im Geist unserer Zeit liegen und sich deshalb kaum ändern lassen. Vieles aber ließe sich ändern, wenn der Gottesdienst etwas anders gestaltet würde.

Mehr Redeschulung

Beim reformierten Gottesdienst steht die Predigt im Mittelpunkt. Ist sie unbefriedigend, so gehen die meisten Kirchgänger enttäuscht nach Hause. Warum aber lassen die Predigten so oft zu wünschen übrig? Zum Teil kommt das sicher ganz einfach daher, daß unsere Pfarrer das Reden nie richtig gelernt haben.

Während in den katholischen Mittelschulen die Rhetorik obligatorisches Unterrichtsfach ist, lernen unsere Gymnasiasten in den meisten Schulen nicht, wie man Vorträge hält. Später, beim Theologie-Studium, wird dieses Versäumnis nicht nachgeholt. Der durchschnittliche reformierte Pfarrer hat wahrscheinlich zwanzig mal soviel Zeit aufgewendet, um autofahren wie um predigen zu lernen. Die Ergebnisse sind entsprechend.

Wenn man sagt, die fehlende Übung werde später durch die Praxis nachgeholt, so ist das nur teilweise richtig. Fehler müssen am Anfang korrigiert werden, sonst werden sie zur Gewohnheit, wenn der Pfarrer nicht das Glück hat, eine liebevolle und kritische Frau sein eigen nennen zu können, die ihn nachträglich auf die schlimmsten Unarten aufmerksam macht. Ich würde jedem Pfarrer empfehlen, einmal seine Predigt auf ein Tonbandgerät aufnehmen zu lassen und sich dann selber zuzuhören; die meisten würden erschrecken.

Was sind die häufigsten allgemeinen Fehler, die gemacht werden? Der berühmte Rat, den Luther an alle Redner gab: «Tritt fest auf, tu's Maul auf, hör bald auf» wird zwar befolgt. Vor allem der wichtigsten Empfehlung, kurz zu sein, wird nachgelebt – ganz im Gegensatz zu früher. Die heutige Predigt dauert im allgemeinen richtigerweise selten mehr als 30 Minuten, im Gegensatz zum 19. und vor allem zum 18. Jahrhundert, wo Predigten, die sich stundenlang hinzogen, keine Seltenheit waren.

In den reformierten Kirchen des Engadins findet man häufig neben der Kanzel zwei große Sanduhren, die zum Ablaufen je eine halbe Stunde benötigen. Ich habe mir erzählen lassen, diese eigenartigen Gebilde seien seinerzeit aufgestellt worden, weil sich die Gemeindeglieder das Recht ertrutzt hätten, die Redezeit des Pfarrers auf zwei Stunden zu beschränken. Mit Hilfe der Sanduhren konnten die Kirchgänger kontrollieren, ob ihr Recht auch wirklich gewahrt werde. Se non è vero, è ben trovato.

Auch eine halbe Stunde ist noch ziemlich lang, 20 Minuten dürften vom Standpunkt des Kirchgängers aus ein Optimum darstellen. Nicht umsonst lautet ein in Pfarrerskreisen Amerikas beliebtes Zitat «No souls are saved after the first 15 minutes».

Also an der Länge liegt es nicht, woran liegt es denn? Zum Teil daran, daß wegen der mangelnden Ausbildung die Predigt oft ganz anders herauskommt, als der Pfarrer beabsichtigt. Wenn jemand, der nie richtig schreiben gelernt hat, beginnt, schriftstellerisch tätig zu sein, übernimmt er häufig einen Stil, der weder ihm noch seiner Zeit entspricht. Er bedient sich einer Ausdrucksweise, die ihm eigentlich gar nicht gemäß ist, die veraltet ist. Wenn möglich verfällt er in den Aufsatzstil seiner Jugendjahre, der schon damals auf frühere Vorbilder zurück ging.

Zu diesen veralteten Stilmitteln gehören die ständigen Wiederholungen. Sehr viele Pfarrer

haben die Gewohnheit, grundsätzlich jeden einzelnen Satz nochmals in anderer Form zu wiederholen.

«Paulus erhob sich sehr früh. Noch ehe es Tag war, stand er von seinem Lager auf. Als die Sonne aufging, war er schon unterwegs.» Der erste Satz würde vollkommen genügen. Aber so geht es nun weiter. «Es war ein herrlicher Tag. Es war ein Tag, an dem kein Wölklein am Himmel stand. Die Sonne schien in ihrer ganzen Pracht auf die Erde» usw.

Sicher ist die Wiederholung ein berechtigtes Stilmittel, aber sie muß mit Vorsicht und Maß gebraucht werden, sonst wirkt sie wie ein Bleigewicht.

Ähnlich verhält es sich mit dem tremulierenden, salbungsvollen Tonfall, in dem viele Predigten vorgetragen werden. Sicher, Ergriffenheit äußert sich nicht nur in Worten, sondern auch in der Art des Redens. Aber wenn jemand Sonntag für Sonntag vom Anfang bis zum Schluß mit der gleichen tremulierenden Stimme spricht, so glaubt man nicht mehr an diese Ergriffenheit. Sie wirkt hohl, theatralisch.

Ich habe letzthin einer Beerdigung beigewohnt. Der Pfarrer verlas den Lebenslauf. Da das Leben der Verstorbenen äußerlich in ruhigen Bahnen verlaufen war, bestanden fast die einzigen faßbaren Ereignisse in häufigem Wohnungswechsel. Der Pfarrer sagte nun: «Und dann zog die teure Verstorbene von der Stampfenbachstraße an die Krautgartengasse, um dann wegen Abbruch der Liegenschaft schon nach zwei Jahren wiederum das Domizil zu wechseln. Sie verbrachte ihren Lebensabend an der Badenerstraße . . .» usw.

Das wäre nicht so schlimm. Es ist aber unangebracht, wenn diese sachlichen und trockenen Mitteilungen in diesem tremulierenden, gütigen Spezialton vorgelesen werden.

Die Sprache Kanaans

Daß die Sprache der Predigten oft zu altertümlich ist, ist bekannt. Die Theologie-Studenten werden zwar gelegentlich davor gewarnt, sich ständig der Sprache Kanaans, wie der Fachausdruck lautet, zu bedienen, aber es gelingt vielen nicht, sich davon zu befreien. Irgendwie gilt das altertümliche und altertümelnde für alles, was mit Religion zu tun hat als angemessen. Aus diesem Grunde wurden auch Bibeln und Gesangbücher noch lange Zeit in Fraktur und nicht in Antiqua gedruckt, obschon die jüngere Generation bereits Mühe hatte, die gotische Druckschrift zu lesen.

Die Verwendung einer besondern, altertümlichen Sprache steht ganz im Gegensatz zu dem, was die Reformatoren wollten. Luther wie Zwingli versuchten, ihre Bibelübersetzungen möglichst modern, zeitgemäß zu gestalten. Luther «schaute den Leuten aufs Maul». Unterdessen sind aber wieder 400 Jahre vorbeigegangen. Wer jetzt predigt, muß so reden, daß ihn die heutigen Menschen verstehen.

Die reformierte Kirche kennt keine Sakralsprache. Der Pfarrer muß deshalb so reden, wie es uns entspricht. Sicher ist auch eine reformierte Kirche ein besonderes Haus, und mancher Ausspruch, der in einem Wirtshaus paßt, ist in einem Gotteshaus fehl am Platz. Aber das heißt nicht, daß sich nun der Pfarrer eines Spezial-Jargons bedienen soll.

Diese feierliche, altertümliche Sprache ist zwar sehr bequem. Sie ist bequem für den Pfarrer, weil sie ermöglicht, Phrasen zu machen, eine gewisse Leere zuzudecken, und sie ist bequem für die Kirchenbesucher, weil solche Predigten mit wohligem Schauer erfüllen, im übrigen aber unverbindlich sind und ablaufen wie der Regen an einem Plastikmantel.

Sicher, es ist eine schwierige Aufgabe, jeden Sonntag das Evangelium zu verkünden. Auch der Pfarrer ist ein Mensch. Er ist häufig traurig, ja verzweifelt, und Gott entzieht sich ihm oft, aber die Flucht in abgestandene und bombastisch wirkende Redensarten kann nicht die Lösung sein.

Ob und wie weit man Schweizerdeutsch predigen soll, darüber gehen die Ansichten auseinander. Diese Frage darf selbstverständlich nicht einfach vom Standpunkt der geistigen Landesverteidigung aus betrachtet werden, sondern nur von dem des Evangeliums aus. Es ist möglich, daß es Pfarrer gibt, denen es besser gelingt, sich auf Schriftdeutsch richtig auszudrücken, obschon das in vielen Fällen nur auf die Gewohnheit und größere Übung zurückzuführen ist. Sicher aber ist, daß der Dialekt für den, der ihn beherrscht, genau so viele Möglichkeiten bietet wie das Schriftdeutsche.

Durchaus abzulehnen ist der Einwand, unsere Muttersprache sei nicht feierlich genug. Wenn Jesus heute bei uns lebte, würde er wahrscheinlich Schweizerdeutsch sprechen, denn er predigte damals in der Volkssprache seiner Umgebung, dem Aramäischen. Er sprach so, daß ihn alle verstehen konnten, nicht nur

die Gebildeten, sondern auch die Ungebildeten, nicht nur die Priester, sondern auch die Laien.

Die frohe Botschaft

Trotzdem ich weiß, daß es sich hier um ein schwieriges Gebiet handelt, erlaube ich mir, auch einige kritische Bemerkungen zum Inhalt der Predigt zu machen. Nach meinem Gefühl hört man im durchschnittlichen Gottesdienst zu wenig von Gott und zu viel von den Menschen, zu wenig von Religion und zu viel von Moral.

«Vo was hät de Pfarrer prediget?»

«Vo dr Sünd, er isch degäge gsy.»

Dieser Witz ist alt, aber leider noch nicht veraltet. Dabei meinen die Pfarrer, wenn sie von Sünde reden, meistens nicht die eigentliche Sünde, die Abkehr von Gott, sondern wettern sehr oft gegen Verstöße gegen die zeitbedingte und oft etwas fragwürdige bürgerliche Moral. Das Christentum wird dann umgebogen in eine Art Sittenlehre, wo es vor allem darauf ankommt, in Ordnung und Reinlichkeit gute Noten zu erhalten.

Ein Beispiel dafür ist der Kampf gegen die Spielsalons, der in Zürich vor einigen Jahren von vielen Kanzeln herab geführt wurde, oder später das Eingreifen in die Abstimmung, wo die Stimmbürger darüber zu entscheiden hatten, ob in Zürich drei Nachtkaffees bis um zwei Uhr nachts offen halten durften. Sicher konnte man in guten Treuen der Ansicht sein, das sei unerwünscht, und die Stimmbürger Zürichs haben dann auch in diesem Sinne beschlossen, aber mit zentralen Fragen des Christentums haben solche Entscheidungen wenig zu tun.

Dieses übermäßige Betonen der Moral, das häufig in Moralismus ausartet, hat zur Folge, daß das Christentum verfälscht wird. An Stelle des christlichen Gottes der Liebe ist wieder der alttestamentliche, zürnende Gott Jahwe getreten, anstatt erhoben und befreit, verläßt man den Gottesdienst niedergedrückt.

Die Lebensangst ist das große Problem der Menschen aller Epochen, wenn sie auch ständig ihre Formen wechselt. Früher hatte man Angst vor Hexen und Gespenstern, heute vor der Atombombe. Das Christentum ist die frohe Botschaft, die dem Menschen hilft, die Angst zu überwinden und auch dem Tod mutig in die Augen zu sehen. Echte Gläubigkeit macht deshalb heiter, nicht finster. Aber von dieser Heiterkeit merkt man in unseren reformierten Kirchen oft zu wenig.

Mehr Anbetung, weniger Belehrung

In der reformierten Kirche steht die Predigt im Zentrum des Gottesdienstes. Vielleicht wird aber dieser Grundsatz bei uns gegenwärtig doch etwas übertrieben. Denn jetzt ist es so: Wenn man den Pfarrer nicht mag, mag man nicht in die Kirche gehen. Im evangelischen Gottesdienst fast aller Länder nimmt die Liturgie einen größern Platz ein als bei uns.

Der Haupteinwand gegen die jetzige Übung

Der Sonderfall Schweiz

Die Schweiz hat in viel höherem Maße ihre Gemütswerte, ihre nationale Eigenheit, ihre ursprünglichen Gesellschaftsformen des privaten und öffentlichen Lebens bewahren können als die Großstaaten. Ihr Geistesleben hat eine weit stärkere ethische Formung, ihr privates und Wirtschaftsleben einen viel instinktiveren Charakter als dasjenige größerer Länder. Das rationale Denken, die rationalen Einrichtungen sind weniger entwickelt als anderswo. Gerade gegenwärtig besteht allerdings unter amerikanischem Einfluß eine starke Neigung, diese Eigenart als Rückständigkeit zu betrachten und sie den kollektiven Götzen des Auslandes zu opfern. Das zeigt sich auch in der Beurteilung der europäischen Einigungstendenzen mit ihrer wirtschaftlichen und zentralistischen Orientierung, und zwar ist diese Säkularisierungstendenz auffälligerweise in der Wirtschaft und Politik viel weniger stark als in der Wissenschaft. Doch entspricht dies auch dem Entwicklungsschema der Kollektivierung.

Prof. Dr. Eugen Böhler, Zürich
Band VII. Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Zürich (Rascher-Verlag)

scheint mir der zu sein, daß der Laie allzu sehr in die Passivität gedrängt ist. Es hat eine eigentliche Entmündigung Platz gegriffen.

Warum dürfen bei uns Laien selten oder gar nie in der Kirche reden? Das ist nicht nur bei den Sekten so, sondern in vielen amerikanischen Kirchen. Im Kanton Bern darf einmal im Jahr, am Kirchensonntag, ein Laie den Pfarrer vertreten. Einmal im Jahr ist nicht oft, aber als Symbol besser als gar nichts. Dabei würde man überall Laien finden, die etwas zu sagen hätten. Wie gut Laien oft reden können, konnte man bei der früheren Oxford-Bewegung feststellen und auch jetzt wieder, bei der vor drei Jahren durchgeführten protestantischen Aktion «Zürich wohin?» Die Zeugen für Gottes Wort sind da, warum werden sie nicht aufgerufen?

Warum kennt man bei uns nicht mehr die Wechselgesänge oder Wechselsprechchöre zwischen Pfarrer und Gemeinde, oder Diakon und Gemeinde? Die Psalmen eignen sich besonders gut dafür. Diese Wechselgesänge waren bis ins 18. Jahrhundert in Zürich üblich.

Warum wird nicht zum mindesten das Unservater gemeinsam gebetet, wie das zur Zeit Zwinglis geschah?

Warum knien die Kirchenbesucher beim Beten bei uns nicht nieder, sondern stehen auf? Das Natürliche ist, zu knien und nicht aufzustehen. Es gibt keinen ergreifenderen Ausdruck der Demut, der Bereitschaft zur Unterwerfung unter den Willen Gottes.

Jedes Mal, wenn ich in einer katholischen Kirche sehe, wie alle Anwesenden, eine mondäne Frau und eine arme Bäuerin, ein Bankdirektor und ein Hilfsarbeiter nebeneinander in die Knie sinken, werde ich ergriffen. Der Umstand, daß die Katholiken knien, ist wahrscheinlich ein Haupthindernis, das Knien in unserem Gottesdienst wieder einzuführen. Aber das Knien vor Gott ist keine typisch katholische Kulthandlung. Man kniete früher übrigens auch in den protestantischen Kirchen beim Beten. Diese Zeremonie wurde dann auch nicht aus theologischen, sondern aus ganz trivialen Gründen abgeschafft. Sobald nämlich der Kopf des Pfarrers hinter dem Kanzelrand verschwand, begannen Halbwüchsige Allotria zu treiben.

Auch andere Zeremonien unterbleiben bei uns vielfach deshalb, weil man eine gewisse Angst vor eine Rekatholisierung hat. Der Unterschied des reformierten zum katholischen Glauben liegt aber nicht in solchen Dingen. Außerdem ist es vielleicht doch unchristlich und auch unzeitgemäß, starr das Trennende der beiden Kirchen zu betonen und etwas nur deshalb zu unterlassen, weil es die andern machen.

Während zu meiner Jugendzeit die Taufe entweder zuhause oder dann möglichst unter Ausschluß der Öffentlichkeit nach Beendigung des Gottesdienstes vorgenommen wurde, hat sich immer mehr der schöne Brauch eingebürgert, daß jetzt in Anwesenheit der ganzen Gemeinde getauft wird. Einzelne Pfarrer nehmen den kleinen Erdenbürger während der eigentlichen Taufhandlung in ihre Arme. Das ist eine kleine Geste, aber sie wirkt ergreifend. Dadurch wird deutlich gezeigt, daß mit der Taufe alle Gemeindeglieder Verpflichtungen gegenüber dem neuen Christenmenschen übernehmen.

Der Kirchengesang

Ich bin nicht musikalisch genug, um mir ein Urteil über die musikalischen Qualitäten unserer Kirchenlieder zu erlauben. Was aber den Text anbetrifft, so habe ich den Ein-

Schweizerische Anekdote

Die «Landi» hatte im Herbst 1939 nach der Mobilmachung eben ihre Pforten wieder geöffnet. In einer der eindrucksvollen Hallen des Höhenweges, wo vor einem Kreuz an der Wand die Schweizer- und die Rotkreuzfahne aufgestellt waren, standen einige Frauen und betrachteten alles ehrfurchtsvoll, indem sie von Zeit zu Zeit leise miteinander tuschelten.

Plötzlich löste sich eine aus der Gruppe, schritt auf die Fahnen zu, ergriff prüfend das Tuch der Schweizerfahne, kehrte zu den anderen zurück und verkündete vernehmlich: «S isch Popeline!»

K. G. in St.

druck, daß ein großer Teil für den durchschnittlichen heutigen Menschen schlechthin unverständlich ist. Diese Texte haben sicher ihre Qualitäten, aber die Sprache ihrer Entstehungszeit macht sie fremdartig und dunkel.

Ein großer Teil der uns eingesandten Kinderweisheiten betrifft groteske Mißverständnisse von Stellen aus Kirchenliedern. Da sagt ein Kind statt: «Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein» «Mit Sorgen und mit Grämen und selbst mit einem Bein».

Statt «Tochter Zion freue Dich» wird «Doktor Zion freue Dich» gesungen, und was der Mißverständnisse noch mehr sind.

Diese kommen aber nicht nur bei Kindern vor, sondern in sicher fast so großem Maße bei Erwachsenen, nur nimmt sich dort niemand die Mühe, sie herauszufinden.

Ich bin durchaus nicht der Ansicht, ein Kirchenlied wende sich vor allem an den Verstand und müsse deshalb so klar sein wie die Lösung einer Rechnungsaufgabe. Aber wenn schon Worte gebraucht werden, wäre doch ein Minimum von Begreifen sehr erwünscht.

Als Primarschüler habe ich meinen Großvater fast jeden Sonntag in die Kirche begleitet. Einmal kamen wir etwas zu spät und erwischten deshalb auf der Empore einen Platz hinter einer Säule, durch welche die Sicht ziemlich verdeckt war. Mein Großvater fragte deshalb seinen Nachbarn, einen andern sehr alten Herrn mit weißem Bart: «Entschuldigen Sie, was wird jetzt für ein Lied gesungen?»

Die erstaunliche Antwort lautete: «Ich weiß es nicht, ich singe immer Nummer 187, das ist ein sehr schönes Lied.»

Ich mußte damals lachen, heute aber begreife ich den alten Mann. Man hat in der Kirche nicht das Bedürfnis, ständig Neues zu lernen. Es ist schöner, wenn man immer wieder die alten, bekannten Lieder singen darf. Statt 52 Mal im Jahre zu wechseln, glaube ich deshalb, daß es richtiger wäre, wenn ein Pfarrer einen eisernen Bestand von Liedern auswählen würde, die immer wieder gesungen werden. Der Gesang würde dadurch auch besser.

Auch ist es vielleicht nicht richtig, wenn von den sechs oder acht Strophen, welche die meisten Kirchenlieder enthalten, gewöhnlich nur zwei oder drei gesungen werden. Ein Kirchenlied ist ein Ganzes, man darf nicht willkürlich einzelne Teile weglassen. Außerdem kommt der Kirchengesang nur dann richtig zur Auswirkung, wenn lange gesungen wird. Man hat aber jetzt den Eindruck, man fürchte geradezu die leicht ekstatische Wirkung, die vom gemeinsamen Gesang ausgeht, der lange dauert.

Ich habe viele ekstatische Gottesdienste gesehen, innerhalb und außerhalb der christlichen Kirche, mohammedanische Sekten, wo die Mitwirkenden am Schluß in einen Trancezustand kamen, der ihnen ermöglichte, Glasscherben zu verschlucken, Zusammenkünfte von Sekten in der Schweiz, wo alle Anwesenden in Zungen redeten, Neger-Erweckungsgottesdienste in Amerika, bei denen am Schluß die Besucher wie besessen auf und nieder sprangen. Ich begreife sehr gut das tiefe Mißtrauen, das die Kirche – übrigens alle Kirchen – gegen die Ekstase hat. Sie entfesselt Psychopathen, und der Rauschzustand, der nach einigen Stunden die Menge befällt, hat etwas Gefährliches. Aber es ist alles eine Sache des Maßes. Jetzt ist der reformierte Gottesdienst vielleicht doch allzu nüchtern. Er ist so nüchtern, daß es den meisten Besuchern nicht gelingt, aus der Abwehrstellung, die der Mensch seinen Mitmenschen gegenüber im Alltag einnimmt, heraus zu kommen. Es gelingt auch nicht, aus den Kirchenbesuchern eine Gemeinschaft zu machen.

In manchen Zuchthäusern sind zwischen den Teilnehmern des Gottesdienstes seitliche Wände angebracht, damit sich die Gefangenen nicht sehen. Solche Wände findet man auch in den meisten reformierten Kirchen. Sie sind nicht aus Holz und nicht aus Glas, sie sind unsichtbar, aber doch da. Jeder ist für sich.

Lasset die Kinder zu mir kommen

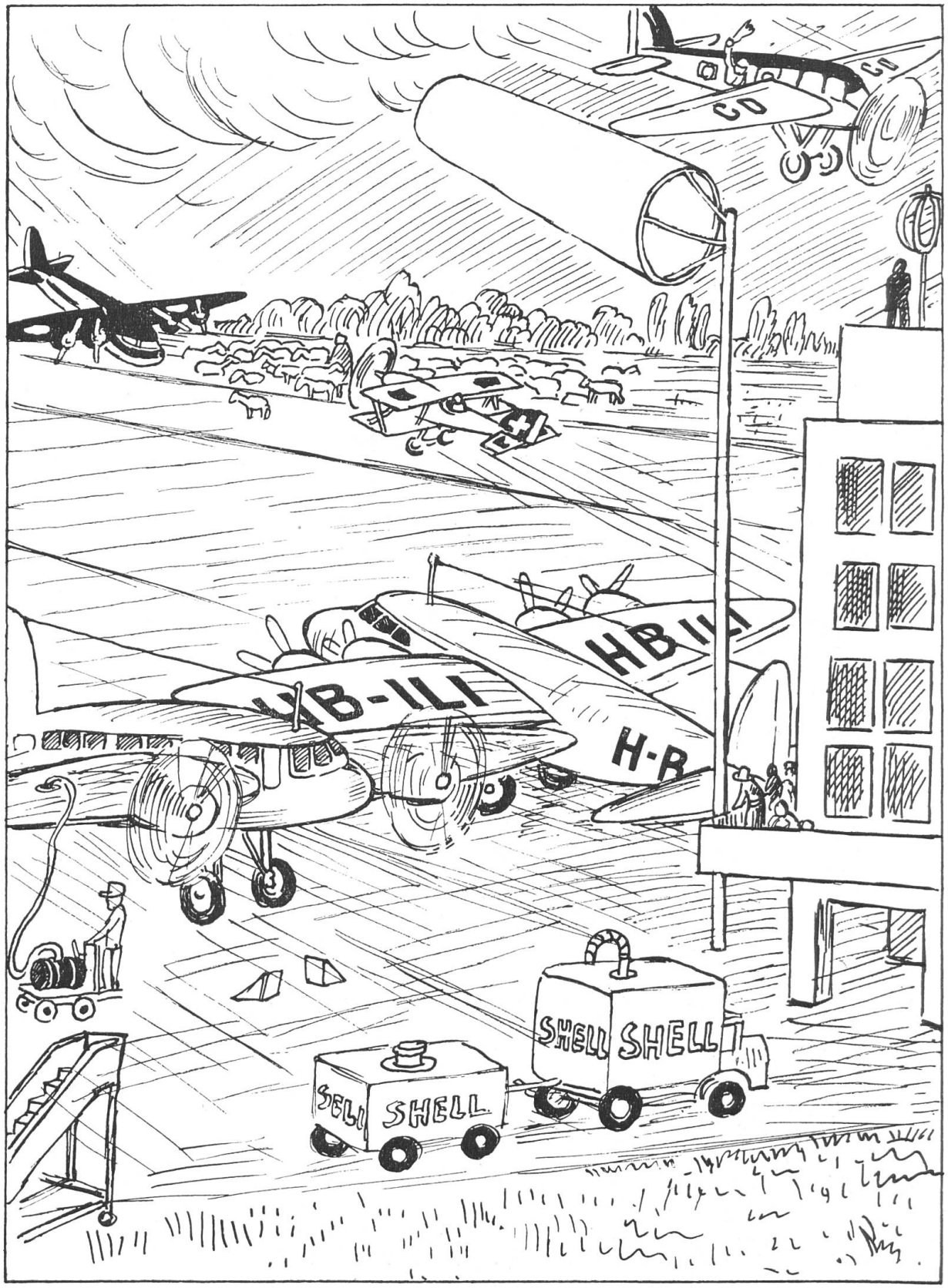
Als großen Nachteil empfinde ich es vor allem, daß die Kinder vom Gottesdienst ausgeschlossen sind. Man sollte schon aus praktischen Gründen die Kinder mitnehmen dürfen und zwar schon die ganz Kleinen. In den amerikanischen Kirchen ist fast überall ein Raum als Hort ausgestaltet, wo sie bis zu drei Jahren von freiwilligen Helferinnen betreut werden. Für Drei- bis Sechsjährige wird gleichzeitig eine Art Sonntagsschule durchgeführt.

Nur dieses System erlaubt es, daß Mann und Frau zusammen in die Kirche gehen. Das ist bei uns im allgemeinen nicht möglich. Die wenigsten Leute haben Dienstmädchen, und Baby-Sitter sind am Sonntagvormittag sehr schwierig zu erhalten.

Gewiß, Mann und Frau können abwechseln, aber das ist nicht das gleiche. Ein gemeinsamer

LÜGENBILD

Zeichnung von Emil Medardus



Diese Zeichnung enthält 9 Unmöglichkeiten. *Auflösung Seite 95*

Gottesdienst hat eine ganz andere Wirkung, als wenn die Gatten allein hingehen. Schon der Gang zur Kirche wird zum Erlebnis. Es gibt auch keinen besseren Kitt für eine Ehe, als gemeinsamen Kirchenbesuch.

Die älteren Kinder aber sollten, wie das bei vielen amerikanischen, protestantischen Kirchen der Fall ist, am Gottesdienst teilnehmen dürfen, wenigstens während der ersten Viertelstunde. Dort wickelt sich der Gottesdienst folgendermaßen ab: Während die Gemeinde die Eröffnungshymne singt, schreiten Männer und Frauen des Chores in schwarzen Talaren und weißen Kragen durch den Mittelgang als Prozession zu reservierten Bänken. Die Kinder – vom 7. Altersjahr an – sitzen neben den Eltern, währenddem die ganze Gemeinde betet und singt. Nach etwa 15 Minuten singt die Gemeinde eine Kinderhymne. Die Knaben und Mädchen treten in den Mittelgang und gehen zum Taufstein. Dort stellen sie sich in einem Halbkreis auf. Der Pfarrer erzählt vor versammelter Gemeinde eine kleine Sonntagsschul-Geschichte und gibt den Kindern den Segen. Diese verlassen dann, angeführt von den Sonntagsschullehrern, den Gottesdienst der Erwachsenen, der weiter geht, und nehmen an der Sonntagsschule teil.

Es ist außerordentlich eindrücklich zu sehen, wie die amerikanischen und kanadischen Kinder, die ja sehr frei erzogen sind und sich zum Beispiel beim Essen unglaublich undiszipliniert benehmen, sich in der Kirche tadellos aufführen.

Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Es ist schön für die Eltern, gemeinsam mit den Kindern in die Kirche zu gehen. Es ist schön für die Kinder, mit Vater und Mutter in der Kirche zu sein. Verstehen sie, um was es geht? Nicht immer, aber sie ahnen es, sicher so gut wie die Erwachsenen. Weil der Glaube nicht eine Angelegenheit des Verstandes ist und noch weniger des Wissens und der Bildung, kann er bei einem zehnjährigen Kind so groß sein wie bei einem fünfzigjährigen Mann. Ja, ist es nicht so, daß manches, das wir als Kinder erfaßten, uns heute fern gerückt ist? Die Kinder sehen die Sterne besser, sie haben klarere Augen und sie richten sie mehr nach dem Himmel als die Erwachsenen, deren Interessen und Leidenschaften so sehr in dieser Welt verhaftet sind.

Der Katholizismus hat diese Wahrheiten weniger vergessen als der Protestantismus. Er weiß auch, daß die Keime früh gesät werden müssen, sollen sie Früchte tragen. Alle Katholiken haben intensive kirchliche Jugenderlebnisse, aber nur wenige Protestanten.

Die Sonntagsschule ist kein Ersatz, besonders wenn sie noch, wie das bei uns häufig geschieht, in einem Schulzimmer abgehalten wird, wo es nach Kreide und Schwamm riecht und der Abwart das Szepter führt. In diesen Sonntagsschulen wird außerdem sehr häufig nicht die Bibel erzählt, sondern es werden langweilige moralische Geschichten zum besten gegeben.

Also, für die Alten und für die Jungen, weniger Belehrung, weniger Langeweile, mehr Liturgie, mehr Gotteslob und Anbetung.

Tut um Gottes willen etwas Tapferes

Alle diese organisatorischen Änderungen, alle Änderungen der Liturgie stoßen auf großen Widerstand, weniger bei den Pfarrern als bei den Kirchenvorsteherschaften. Gerade dort wird sture Traditionsgläubigkeit mit Frömmigkeit verwechselt.

Der Hauptgrund, warum so wenig geschieht, ist ganz einfach der Mangel an Mut, die Angst, sich lächerlich zu machen. Das ist der Grund, warum es so schwierig ist, im Staat, wie in der Familie, wie in der Kirche, eine Zeremonie wieder einzuführen, die man abgeschafft hat. Am Anfang wirkt sie unnatürlich, gekünstelt, peinlich, und dann haben die Kritiker leichtes Spiel. Aber es geht nicht lange und das, was fragwürdig schien, erweist sich letzten Endes als Wohltat.

Haben sich die Apostel nicht auch lächerlich gemacht?

Es genügt aber nicht, den Kirchenbetrieb umzugestalten, man sollte auch etwas unternehmen, daß die Leute in die Kirche kommen. Alle sauberen Mittel, die diesem Zweck dienen, sind erlaubt, auch die Reklame. Die Reklame ist, wie die Atomenergie, weder gut noch böse, es kommt darauf an, wofür man sie verwendet. Die Kirchenglocken rufen die Gemeindeglieder zum Gottesdienst. Warum sollen nicht alle Mittel der modernen Werbung zugezogen werden, um dieses Ziel zu erreichen? Bei der Aktion «Zürich wohin?» geschah das. Die Publizität wurde einem Reklameberater anvertraut und zwar mit großem Erfolg.

Warum sollen nicht zum Beispiel überall die Vorübergehenden aufgemuntert werden, den Gottesdienst zu besuchen?

Ein Pfarrer, der beobachtete, wie am Sonntagmorgen Hunderte von Autos mit Ausflüglern an seiner Kirche vorbeifuhren, ließ eine große Tafel anbringen: *«Jeder, der hier vorbeifährt, ist herzlich eingeladen, den Gottesdienst zu besuchen. Er dauert von 9 bis 10 Uhr. Auch zu spät Kommende sind willkommen.»*

Jetzt hat man oft, sicher fälschlicherweise, den Eindruck, Besucher, die nicht im Gemeindegebiet wohnen, seien eigentlich unerwünscht.

Jesus war nicht auf seine Würde bedacht, er predigte überall, auf dem Marktplatz, auf einem Berghang, von einem Schiff aus.

Innere Mission

Warum wird bei uns nicht mehr Mission getrieben? Die Mormonen haben 57 000 Missionare, Laien, die ihre Berufsarbeit für zwei Jahre unterbrechen, um sich im In- und Ausland in den Dienst ihrer Kirche zu stellen.

Bei der Aktion «Zürich wohin?» wurde diese Laien-Mission zum erstenmal auch durch die reformierte Kirche aktiviert, mit Erfolg.

Zu uns kam eine Frau, die im Quartier wohnte. Ich war allein zuhause, unwillig über die Störung ging ich zur Tür und sagte: «Wir brauchen nichts.»

Der Besucherin war dieser Empfang sicher äußerst peinlich, sie ging aber nicht weg, sondern läutete nochmals und sagte: «Ich habe gesehen, Sie haben mich für eine Hausiererin gehalten. Ich will aber nichts verkaufen, ich will nur auf die Aktion ‚Zürich wohin?' aufmerksam machen.»

Ich unterhielt mich nachher mit der Besucherin eine Viertelstunde. Sie war nicht redegewandt, sie war schüchtern, und doch machte mir ihr Besuch großen Eindruck. Kein Artikel, kein Radiovortrag kommt an Einfluß der menschlichen Begegnung gleich. Nur der Umstand, daß jemand sich überwindet und, ohne irgend etwas für sich zu wollen, an fremden Türen läutet, übt eine große Wirkung aus.

In unseren Riesen-Gemeinden kann der Pfarrer nicht alle Neuzugezogenen in den ersten Monaten besuchen. Freiwillige Helfer sollten ihm diese Arbeit abnehmen. Sie könnten die Familien, die der gleichen Konfession angehören, willkommen heißen.

Sie könnten aber auch solche, die schon lange hier ansässig sind, besuchen und sie, ohne ihnen irgendwie auf die Seele zu knien, einladen, wieder einmal einen Gottesdienst zu besuchen.

Und warum steht in den meisten unserer Kirchen niemand am Eingang, der die Besucher begrüßt oder ihnen beim Fortgehen die Hand schüttelt? Der Pfarrer kann diese Aufgabe in größeren Gemeinden vielleicht nicht übernehmen, wohl aber könnten das einzelne Kirchenpfleger tun.

Überhaupt sollten die Laien in viel größerem Maße zur Mitarbeit herangezogen werden. Auch in dieser Beziehung geschieht in Amerika und Kanada unendlich viel mehr als bei uns. Bekanntlich sind dort die Kirchen eigentlicher Mittelpunkt des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens.

Je mehr Opfer man für etwas bringt, um so größer wird die Anhänglichkeit und Liebe. Darin liegt zum Teil das Geheimnis der Mutterliebe. Nicht trotzdem, sondern weil die Frauen ihre Kinder mit Schmerzen gebären, nicht trotzdem, sondern weil sie unendliche Opfer für sie bringen müssen, ist die Mutterliebe so unendlich groß und vielleicht am größten jenen Kindern gegenüber, die am meisten Sorgen und Opfer verlangen.

Sicher hat die Regelung, wie wir sie im allgemeinen kennen, daß der Staat für die Besoldung des Pfarrers und den Unterhalt der Kirche sorgt, große Vorteile, aber die Nachteile sind auch unverkennbar. Dort, wo die Kirchgenossen freiwillig Sonntag für Sonntag ihren Beitrag an die Unkosten leisten, empfinden sie diese Belastung stärker und fühlen sich gerade deshalb mit ihrer Gemeinde mehr verbunden, als wenn der entsprechende Betrag einfach mit den Staats- und Gemeindesteuern einkassiert wird.

Alles in allem muß man den Pfarrern zubilligen, daß sie es in erfreulichem Maße verstanden haben, den Gefahren der Verbeamtung zu entgehen. Das ist nicht zuletzt ihren Gattinnen zu verdanken. In unzähligen Kirchgemeinden leistet die Frau Pfarrer vollkommen freiwillig eine großartige Arbeit.

Auch bei uns gibt es viele Kirchgemeinden, die eine große gesellschaftliche Aktivität entwickeln. Die protestantischen Jugendvereinigungen haben an vielen Orten einen erfreulichen Aufschwung genommen. Das ist vor allem dort der Fall, wo ein heiterer Geist der Lebensfreude herrscht, wo man den jungen Leuten erlaubt, jung zu sein, wo es nicht als irgendwie unchristlich gilt, wenn die jungen

Mädchen sich hübsch anziehen, Puder und Lippenstift brauchen, und wo man nicht findet, das Tanzen gehöre nicht zum christlichen Lebensstil.

Kleinere Kirchgemeinden

Eine große Erschwerung eines aktiven kirchlichen Lebens bilden bei uns die viel zu großen Gemeinden. In der Kleinheit der einzelnen Gemeinde beruht zum großen Teil die Anziehungskraft der Sekten. Bei den Mormonen kommt auf 110 Personen ein Versammlungsort, bei den Neuapostolischen auf 107, bei der Christlichen Wissenschaft auf 60, bei den Adventisten auf 57, bei den Zeugen Jehovas sogar auf 33.

Diese Kleinheit der Gemeinde gibt den Mitgliedern ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl. Dieses bildet neben der stärkeren Betonung des Gefühlslebens wahrscheinlich einen Hauptgrund für das ständige Wachsen der Sekten. In den Vereinigten Staaten kommen im ganzen Land im Durchschnitt pro Kirche nur 200 eingeschriebene Mitglieder, alle erwachsenen Familienangehörigen von der Konfirmation an einzeln gezählt.

Bei den Methodisten, die ja keine Sekte, sondern eine große Kirche bilden, ist eine Teilung der Kirchgemeinde obligatorisch, sobald die Zahl der Gemeindeglieder 600 erreicht hat. Im Kanton Zürich hingegen wird erst eine zweite Pfarrstelle geschaffen, wenn die Zahl der Gemeindeglieder 4000 überschritten hat.

Unsere großen Kirchgemeinden sind ein eigentlicher Unfug. Sie führen auch dazu, daß der durchschnittliche Pfarrer zeitlich übermäßig belastet ist.

Nach allgemeiner Auffassung hat der Pfarrer einen höchst gemütlichen Beruf, und nicht selten wird die Frage gestellt, was denn der Pfarrer an Werktagen eigentlich tue.

Der reformierte Pfarrer ist aber an den meisten Orten nicht durch die Predigt und deren Vorbereitung, sondern durch den Religions-Unterricht, Hausbesuche und sehr viele andere Verpflichtungen so in Anspruch genommen, daß ihm viel zu wenig Muße bleibt. Das ist nicht von Gutem. So wie eine Mutter für ihre Kinder, so sollte auch der Seelsorger immer Zeit haben. Es ist nicht in Ordnung, wenn jemand, den etwas bedrückt, einen Pfarrer anruft und ihn um eine Unterredung bittet und der Pfarrer muß sein Notizbüchlein hervornehmen, darin blättern und zur Antwort geben: «Diese Woche habe ich keine Viertelstunde frei, aber Ende nächster Woche, am Freitag, könnte ich Sie um 16.30 Uhr empfangen.»

Der Pfarrer braucht aber auch Muße für sich selbst. Er muß außerhalb der Hetzerei unserer Zeit stehen. Wenn er eingespannt ist in einen starren Stundenplan, dann kommt er nicht mehr zum Wesentlichen. Ein Pfarrer braucht, wie ein Künstler, viel Freizeit.

Diese Entlastung ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Immerhin wäre es sicher möglich, ihn an vielen Orten vom Religionsunterricht zu entlasten. Auch dazu könnten im vermehrten Maße Laien zugezogen werden.

Alle sind verantwortlich

Ein Pfarrer braucht auch deshalb Muße, weil er einen außerordentlich schwierigen Beruf hat. Diese Schwierigkeit wird nicht durch die Gegner der Kirche hervorgerufen, sondern durch die Gleichgültigkeit ihrer Freunde. Es wäre besser, wenn die Kirche mehr Gegner hätte. Es wäre schön, wenn die Atheisten aktiver wären. Mit ihnen könnte sich der Pfarrer auseinandersetzen, ihnen mutig entgegentreten. Aber diese offenen Gegner fehlen. Der Pfarrer steht vielmehr einer Art Gummiwand gegenüber, die zurück weicht, wenn man drückt, und sofort wieder die frühere Form annimmt, wenn man zurückgeht. Die kirchliche Arbeit ist wie ein Waten in einem zähflüssigen Sumpf, mühsam, weil sie vollkommen unheroisch ist und fast keine Gelegenheit bietet, sich als Glaubensstreiter zu betätigen.

Die meisten Gemeindeglieder gehören automatisch von Geburt an der Kirche an, nur wenige treten aus, nur wenige lassen ihre Kinder nicht taufen und nicht konfirmieren. Sie sind nicht gegen die Kirche, aber sie sind auch nicht dafür.

Das macht die Arbeit des protestantischen Pfarrers so unendlich schwierig. Er ist wie ein Rufer in der Wüste, ein fixbesoldeter, pensionsberechtigter Rufer, was aber die Situation nur äußerlich leichter macht.

Ein Pfarrer kann sich aber nur dann richtig entfalten, wenn er getragen wird von der Gemeinde. Die Krise des heutigen Gottesdienstes ist also schlußendlich eine Krise der Gemeinde. Jede echte Gemeinschaft kann nur dann gedeihen, wenn sich jedes einzelne Glied mitverantwortlich fühlt. Das gilt für die Kirche wie für den Staat.